Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 652. Berlin, Montag, den 24. Dezember 1894. XXIII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Die Festruhe, nach der die Welt sich im Getriebe des Werkeltages sehnt, will sich diesmal nur schwer einstellen. Bei uns in Deutschland zittert die Erregung der öffentlichen Meinung noch in leisen Wellenschlägen nach ob der seltsamen Erscheinung, daß die Reichstagsmehrheit ihren Präsidenten in der letzten Sitzung vor den Ferien, welche die Berathung der „Umsturzvorlage" bringen sollte, schmählich im Stich gelassen. Herr von Levetzow hatte diese Erörterung trotz heftigen Einspruchs der Opposition noch vor dem Fest auf die Tagesordnung gesetzt, ohne Zweifel in der Erwartung, daß die monarchische Mehrheit des Hauses ihn in diesem Beginnen unterstützen werde. Was geschah aber? Konservative, Reichsparteiler, Centrumsleute und selbst Nationalliberale waren in so großer Anzahl dem neuen Reichspalast — zum Theil zur Hasenjagd — entflohen, daß den Sozialdemokraten der Triumph wurde, mit Erfolg die Beschlußunfähigkeit der Versammlung konstatiren zu können.

Der neue preußische Justizminister, Herr Schönstedt, der mit einer ausführlichen Auseinandersetzung die Debatte begonnen hatte, in der er sich zwar als scharfsinniger juristischer Kopf, der in Einzelheiten glänzt, aber doch als ein Mann darstellte, der die großen Gesichtspunkte über den Details zu leicht aus den Augen verliert, Herr Schönstedt gerieth dadurch in die peinliche Lage, in den Wind gesprochen zu haben, so zwar, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach am 8. Januar, wenn das Parlament wieder zusammentritt, genöthigt sein dürfte, seine Beweisführung noch einmal anzustimmen. Jedenfalls hat sich der so oft laut betonte Wunsch der Parteien der Rechten, die Umsturzvorlage so schnell als möglich Gesetzeskraft erlangen zu sehen, als leeres Gerede erwiesen; worüber wir Freisinnigen im Uebrigen nicht zu grollen brauchen.

Abgesehen von dieser parlamentarischen Katzbalgerei, denn höher braucht man die Demonstration, die im Verhalten der Konservativen und ihrer Freunde gegen den Präsidenten des Reichstags lag, nicht zu bewerthen, war die Aufmerksamkeit weitester Kreise der politischen Welt auf den Meineidsprozeß des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Lenz gerichtet, der sich vor den Geschworenen in Hannover abspielte und mit der schweren Verurtheilung dieses Agitators endete, der mit den Böckel, Ahlwardt, Förster und Konsorten die Rettung des deutschen Reiches vor den Gefahren der sogenannten „Verjudung" in Generalentreprise genommen hatte. Da muß es denn als seltsame Fügung auffallen, daß derselbe Mann, der ungezählte Male gegen die Juden den Vorwurf erhoben, ihnen sei der Eid nichts Heiliges und die angebliche Geheimlehre ihres Bekenntnisses gestattete ihnen, falsch Zeugniß wider ihren Nächsten abzulegen, daß dieser urgermanische Versechter des Antisemitismus an der Meineids-Klippe scheitern mußte. Jetzt sind alle Scheeren der christlich-sozialen Reformpartei emsig an der Arbeit, diesen Mann von den Rockschößen der Gesinnungsgenossen loszutrennen — aber dem schon so oft bethörten Volke scheinen doch nachgerade die Augen aufzugehen über die wahre Natur dieser hochmodernen Reformatoren, die der Devise nachleben: „Richtet Euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken!"

Glaubte man den Deklamationen der Führer der italienischen Opposition, so hätte — freilich in stark vergrößertem Maßstabe — auch Franzesko Crispi dieses Motto zum Leitmotiv seines Verhaltens erkoren. Die von Giolitti in den Kampf der parlamentarischen Parteien geworfenen Banca-Romana-Dokumente schienen allerdings auf den ersten Blick den Ministerpräsidenten des Königs Humbert aufs Gröblichste bloßzustellen. Die öffentliche Meinung außerhalb Italiens wurde in dieser ungünstigen Auffassung noch bestärkt, durch die seltsame Eilfertigkeit, mit welcher Crispi durch ein vom König erwirktes Dekret den vorzeitigen Schluß der Parlamentssession herbeiführte und somit eine öffentliche Debatte über diese Aktenstücke hintertrieb.

Nur freilich zeigte sich bald, daß die Quadruple-Allianz der Herren di Rudini, Brin, Zarnadelli und Cavalotti nicht allzu wählerisch schien in den Mitteln, die sie anwandte, um den verhaßten Ministerpräsidenten zu besehden. Diese vier Herren stellten das Gegentheil von jener Mischung dar, die Schiller als „vier Elemente innig gesellt" einst besungen. Dieser Römische Oppositionspunsch stimmte durchaus nicht zusammen. Der Mann der konservativen Rechten, di Rudini, stand in unüberbrückbarem Gegensatz zu dem republikanischen Radikalen Cavalotti, und Beide wieder verstanden sich nicht mit dem Piemontesen Brin und dem abtrünnigen einstigen Crispifreunde Zarnadelli. Diese Gegner bildeten die heterogenste Kampfgenossenschaft, die nur der gemeinsame Haß gegen Crispi, als den begünstigten Wiederhersteller der politischen und wirthschaftlichen Zustände Italiens, als einziger Kitt zusammenhielt. Schlimm für Crispi bleibt allerdings, daß die Schließung der Session ihn der Möglichkeit beraubt, den eingeleiteten Prozeß gegen den nach Deutschland geflüchteten Giolitti öffentlich führen zu können, da dazu die vorgängige Genehmigung des Parlaments erforderlich ist. Der offiziöse Ministerpräsident ist deshalb allein auf die Mittel der Vertheidigung angewiesen, die nur halb wirksam sind, selbst wenn es sich bewahrheiten sollte, was der famose Tanlongo jetzt erklärt, er habe die von Giolitti vorgezeigte Liste der von der Banca Romana Bestochenen nächtlicher Weile im Ministerium des Innern, das damals Giolitti inne hatte, aus dem Gedächtniß aufsetzen müssen, nachdem man ihn zu diesem Zwecke in aller Heimlichkeit aus dem Gefängniß herbeigeholt.

Daß König Umberto und mit ihm die Königin Margherita von der Unschuld des Ministerpräsidenten fest durchdrungen zu sein scheinen, gab dem schwergeprüften Staatsmann einen für seine Person sehr schätzenswerthen Rückhalt. Der Monarch hat seine streng verfassungsmäßige Gesinnung so oft bereits durch die That bekundet, daß er sicherlich auch einen Crispi sofort hätte fallen lassen, wenn er nicht von der Niedertracht der Zeitelung Giolittis vollkommen überzeugt gewesen wäre, und so wird man wohl mit Zuversicht der späteren Entscheidung der zuständigen Gerichte entgegensehen dürfen. Giolitti aber, der sich nach Deutschland gerettet, scheint nach der weisen Lebensregel Montesquieus gehandelt zu haben: „Wenn man mich beschuldigte, die Thürme der Notredame-Kirche gestohlen und in die Westentasche gesteckt zu haben, so würde ich meine Vertheidigung damit anfangen, mich nach Brüssel zu flüchten."

Der geistvolle Franzose, der einst diesen Ausspruch gethan, bekundete damit keine allzuweitgehende Hochachtung vor den Gerichten seines Vaterlandes. Und wahrlich, man wäre versucht, zu glauben, daß auch heute noch ähnliche Justizzustände in Frankreich herrschen, wenn man gewisse Gerichtsverhandlungen ins Auge faßt, die sich soeben in der Republik jenseits der Vogesen abspielen. Der des Landesverraths angeklagte Hauptmann des Generalstabes Dreyfus war schon verurtheilt, ehe noch das Kriegsgericht zusammengetreten war. Der Kriegsminister, General Mercier, hatte diese Verurtheilung verlangt und die Zeiten sind längst vorüber, in denen ein französischer Gerichtspräsident ungebührlichen Beeinflussungen gegenüber sagen konnte: „La cour rend des arrêts, mais pas des services". Jetzt leistet ein von dem Geschrei der chauvinistisch-überhitzten Menge eingeschüchterter Gerichtshof, vielleicht im besten Glauben, dem Vaterlande in Wahrheit zu dienen, ohne Weiteres die geforderten Dienste. Zu welchem Zwecke man aber die Empfindungen der Massen in solche chauvinistischen Bahnen lenkte, das wissen zur Zeit allein die Drahtzieher hinter den Kulissen, deren Endziele erst erkennbar werden dürften, wenn die nächste Ministerveränderung, die schon für den Januar angesetzt scheint, eine vollzogene Thatsache geworden sein wird.

Niemand weiß im Grunde, warum das Kabinet Dupuy fallen muß — aber fallen muß es, das ist im Rathe der politischen Götter so beschlossen. Es hält nicht einmal in seinen Passivis einen so starken parlamentarischen Erfolg wie in Ungarn das Ministerium Wekerle, das jetzt daran zu grunde geht, dem König Franz Joseph die Sanktionirung der liberalen Kirchengesetze abgerungen zu haben. Die Gesetze erhielten die kaiserliche Unterschrift — aber die steifnackigen Männer, welche die Krone zur Kapitulation gezwungen, erscheinen nicht ferner noch geeignet, die Interessen des Landes bei der Person des Monarchen zu vertreten. So verschwindet der bürgerliche Wekerle, um einem geschmeidigen, blaubluttigen Politiker Platz zu machen, der freilich vor aller Welt betheuern wird, daß sein Liberalismus nicht minder waschecht sei als der seines Vorgängers, der fallen mußte, eben weil er zu liberal gewesen.

Dieser letztere Vorwurf, zu liberal zu sein, hat, wie man gern glauben wird, zum Sturze des Generalgouverneurs von Polen, des Generals Gurko, nichts beigetragen. Indem Nikolai II. den General zum Feldmarschall beförderte und seine politischen Dienste nicht länger für erforderlich hielt, vollzog der Zar den ersten wirklichen Bruch mit dem System seines Vaters. Man darf annehmen, daß dieser erste Schritt vom Wege Alexanders III. nicht der letzte sein wird, so daß die Regierungszeit Nikolai II. in der Geschichte voraussichtlich ein eigenes Gepräge tragen, nicht aber mit der Physiognomie des Systems des verstorbenen Zaren unauflöslich verbunden bleiben wird.

Graf Schuwalows Abberufung aus Berlin.

(Von einem russischen Korrespondenten.)

✠ **Petersburg,** 9. Dezember. / 21. Dezember.

Wir erfahren, daß Kaiser Wilhelm den Weggang des Grafen Schuwalow aus Berlin sehr ungern sieht und in dieser Angelegenheit einen eigenhändigen Brief an den Zaren gerichtet hat, in welchem er bittet, Schuwalow in Berlin zu belassen. Der Zar würde natürlich diesen Wunsch seines hohen Freundes und Verwandten um so lieber erfüllen, als seiner Zeit auch Kaiser Wilhelm in bereitwilligster Weise dem Wunsche Alexanders III. nachgekommen ist und den General Werder zum deutschen Botschafter in Petersburg ernannt hat. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß dem Grafen Schuwalow der Warschauer Posten bereits in bindender Form zugesagt ist und daß der Graf lebhaft wünscht, seine an Ehren und Erfolgen reiche Thätigkeit in der Heimath zu beschließen. Wenn es sich nicht gerade um den Warschauer Posten handelte, würde Schuwalow diesen seinen Wunsch vielleicht abermals zurücktreten lassen, aber Generalgouverneur von Polen zu werden, ist schon seit lange das Ziel aller Wünsche Schuwalows.

„Ghismonda."

Erstaufführung im Lessingtheater.

Die Offenbarung einer hohen und würdigen Bühnenkunst ist uns seit geraumer Zeit nicht mehr aus dem modernen Frankreich gekommen. Es sieht beinahe aus, als ob der deutsche Schüler den französischen Magister überflügeln wollte, wenigstens im Streben nach neuen Höhepunkten. Der Deutsche lernt eben schwer, aber fest, und sein idealer Schwung, wie seine konsequente Logik treiben ihn, jeden Weg des Geistes zu Ende zu gehen. Lediglich in der Schwunktechnik, in der blendenden Befähigung, irgend eine nackte Tollheit bis in die äußersten Spitzen zu verwerthen, haben wir den Franzosen noch kein thronstürzendes Sedan geboten. In allem Uebrigen brauchen wir nicht klein beizugeben.

Als das Théâtre libre uns jüngst besuchte, erkannten wir in der Galerie seiner Aufführungen eigentlich nur Erinnerungen aus einer neuesten dramatischen Kindheit, ein Bilderbuch aus unbedachter und urtheilsschwacher Jugendzeit. Uns selbst aber fanden wir diesen Kinderschuhen entwachsen und sahen mit etwas Mitleid und etwas Verwunderung, wie sich ein Künstler vom Range Antoines an Stücken erschöpfte, die uns zumeist wie Kunstatavismen erschienen. Um wie viel unfruchtbarer und leerer noch der Eindruck, den uns die akademischen Dichter der Republik in all den Jahren gaben.

Der in Deutschland Meistgespielte, Victorien Sardou, der Autor der Cyprienne, Andrea und Madame Sans-Gêne, diktirt jetzt den Spielplan von vier Berliner Bühnen. Das ist schlimm. Es beweist, daß die deutsche Produktion bei allem literarisch ernsten Avanciren noch nicht das Herz des Volkes hat erobern können und den Direktoren nur ungenügende Treiberdienste thut. Geschäftsleute, wie sie unter Umständen sein müssen, holen sie vom Lager des Pariser Stückfabrikanten Altes und Neues und als erstaunlich preiswerthen Gelegenheitskauf bringen sie die schaumvergoldeten tauben Nüsse an den Mann. Auch Oskar Blumenthal, der doch ein Mann der Literatur ist, aber das Unglück hat, mit der Madame sans gêne Glück zu haben, macht den Spaß mit. Er hat die „Ghismonda" des Herrn Sardou im Lessingtheater mit einer Sorgfalt und Aufwendung szenischer und darstellerischer Mittel gebracht, die ein besseres Stück verdient, aber nicht gebraucht hätte. Wundervolle Bühnenbilder, heroische Landschaften in der ganzen Pracht ihrer geschichtlichen Schönheit, ausgezeichnet nüancirte Kostümgruppen, jedes Höschen bis auf die Naht den echten nachgebildet — und doch! Man denkt an jenen Mann, der ein Gemälde anpries: das Bild mit Rahmen hundert Mark, der Rahmen allein neunundneunzig. Die Akropolis von Athen, in der göttlichen Einfachheit ihrer Formen und in bläuliches Mondlicht getaucht — wie lieben wir in unzerstörbarer Griechensehnsucht das ewige Haus und lieben wir Träumer den Mond — und doch! Kalt streicht es, ein Wind der Verwesung, von der Bühne über alles menschliche Gefühl. Das hat Herr Sardou gethan.

Der Pariser Bühnenmechaniker hat seinen Stoff wieder aus den Geschichtsbüchern geholt. Das mittelalterliche Athen ist der Schauplatz. Die Stadt ist aus der Schlafunfähigkeit erwacht, die sie an achthundert Jahre befangen hatte, nachdem Kaiser Justinian im Jahre 529 der Universität und damit dem letzten Rest geistigen Lebens den Stoß versetzt hat. Burgundische und provençalische, schließlich florentinische Ritter gehen mit Koketterie und Grandezza, wo einst Sokrates den Jüngern die ahnende Lehre einer neuen Zeit gegeben. Schließlich setzt sich das florentinische Geschlecht der Acciajuoli fest. Allmälig aber erschüttern allerlei Familienintriguen dieses neue herzogliche Haus von Athen. Herzog Nerio II. stirbt in jungen Jahren. Er hinterläßt ein blühendes Weib, Ghismonda, aus dem Hause der Contanini und einen halbwüchsigen Sohn. Ghismonda nimmt die Herrschaft in die Hand. Die Zeiten sind schwer. Der brutale Türke dehnt sich gefährlich nach Europa und ein anderer Acciajuoli, Franco Zaccaria, der als Günstling des Sultans in der Fremde gelebt hat, macht Ansprüche auf den durch den Tod seines Verwandten Nerio verwaisten Thron von Athen. Die Herzogin Ghismonda indessen läßt sich von Almerio berathen. Sie möchte ihn sogar zu ihrem Gemahl erheben. Aber Almerio ist verheirathet. Während er die Lösung dieser Ehe anstrebt, stirbt seine Frau. Einige Geschichtsschreiber behaupten, auf gewaltsame Weise. Almerio geht als Gesandter Ghismondas nach dem türkisch gewordenen Byzanz zum Sultan Mahomet II., um die Ansprüche Zaccarias auf den Besitz Athens zu entkräften, und nimmt den Sohn Ghismondas mit. Der Türke aber versteht keinen Scherz. Er sperrt Mann und Kind ein. Sein Favorit Zaccaria hat jetzt leichtes Spiel. Er bemächtigt sich Athens und läßt seine Base Ghismonda unhöflicher Weise ermorden. Nach ein paar Jahren wird er durch seinen einstigen Gönner Mahomet des nämlichen Looses theilhaftig.

Das ist die historische Wahrheit, eine Geschichte voll blutiger Wirrungen. Sie für die Zwecke seines Schauspiels gebogen und gedreht zu haben, ist Herrn Sardous geringster Schuldtitel. Mit dem Raffinement, das wir an ihm kennen, schiebt er die Figuren ganz anders zusammen und fügt neue Gestalten ein. Er braucht die natürlichen Effekte der Historie, aber stets unter Zuspitzung auf das von jeher Theaterwirksamste: die Liebe, die aus Haß geboren wird. Erst eine sehr pfiffige Einleitungsepisode, die den Gegensatz zwischen klassischer Schönheitskultur, wie sie einst in aphroditischer Lieblichkeit auf dem Athener Boden geherrscht, und dem eingeengten und heuchlerischen Philisterthum des Mittelalters klar macht. Dann, am eigentlichen Beginn des Stückes, ist der Prätendent Zaccaria bereits in Athen. Seinen ehrgeizigen Wünschen steht nichts als das Kind Ghismondas entgegen. Er findet einen Schurken, der das Prinzchen in eine Cisterne fallen läßt. Die schöne Wittwe Ghismonda, von einer Schaar vornehmer Freier umgeben, gelobt am Kreuze mit heiligem Eid, dem Retter des Kindes Herz und Herzogthum zu schenken. Das Kind wird gerettet. Aber von den edelsten und besten Courmachern ist's keiner, der sich hinunterwagt. Almerio, ein treuer Knecht, ein armseliger Falkner — in der Historie ist er Minister — ein Bastard gar, springt in die Cisterne.

Der Konflikt ist gegeben, der waschechte Kolportagekonflikt. Hier die Herzogin, von ihrem Gewissen, vom Athenervolk und von dem Drange der Kirche zur Erfüllung ihres Schwurs getrieben, aber voll blaubluttiger Hoffahrt und Verachtung des gemeinen Mannes — ihr gegenüber der arme, schöne, tapfere Bursche in wildestem Liebesbegehren. Die Herzogin trägt Sardouschen Stempel bis in die Fingerspitzen. Alles an ihr ist Wort und Pose, nichts Empfindung und inneres Erlebniß. Sie ist aus allen weiblichen Eigenschaften zusammengesetzt, ohne organischen Zusammenhang, mit loser Aneinanderfädelung der Züge, nur damit Sarah Bernhardt, der die fette Rolle auf den mageren Leib geschrieben ist, sich in allen Künsteleien der hohen Virtuosenschule austoben kann. Die Herzogin ist edel und roh, polternd und sentimental, weich und hart, Alles durcheinander. Als höchsten Triumpf bekommt sie schließlich eine wüste Verliebtheit. Almerio nämlich übt, von Sardous Gnaden, eine allmälig wachsende Wirkung auf sie. Er zwingt die aus Stolz Widerstrebende in seinen Bann mit einer Unwiderstehlichkeit, die an Hypnotismus und Suggestion grenzt. Herr Sardou hat vielleicht den Fall Czynski vorgeahnt.